

(Nachdruck verboten.)

Hanna.

4) Roman von Peter Egge.
Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen
von Adele Neustädter.

Er erhob sich plötzlich und ging ans Fenster. Dann irrte er durch das Zimmer und setzte sich wieder in die Sofaecke. Sah sie aus Kummer über die Vergangenheit so aus? Wenn diese Frau sie nur nicht immer daran erinnerte, was sie gewesen war! Sie predigte natürlich immer. Und wie der Vogt und die Frau sich gegen sie benahmen, wenn er anwesend war! Sie trieben es so lächerlich weit, sie ihm nicht vorzustellen zu wollen. Sie war natürlich von der Frau verwahrt worden, sich mit ihm einzulassen, mit dem fremden Herrn, der vielleicht ein schrecklicher Mann war! Sie fühlte wohl immerzu die Augen der Frau auf sich. Sie lebte unter einem steten Druck; aber sie hielt dieses Leben aus, weil sie nicht wie früher leben wollte. Daß sie nicht fortließ, daß sie nicht schlecht wurde, wenn man sie so peinigete, das war vielleicht der beste Beweis, wie ehrlich ihr Streben war. . . . Er sah sie wieder bleich, blauäugig, mager. Die Schultern etwas spitz unter dem Kleide, und im Nacken sammelten sich eine Menge blonder Haare, fast zu viel für sie, die so klein und schwächlich war. . . .

Er sah sie selten, außer bei Tische im Speisezimmer. Sie ging hinein und heraus mit Essen und Tischzeug, still, als bäte sie darum, nicht bemerkt zu werden, und sie gab sich die größtmögliche Mühe. Sie ging schneller zum Zimmer hinaus, als herein. Es erleichterte sie sicher, herauszukommen.

Zuweilen empörte es ihn, sie jeden Tag so zu sehen. Es war zu thöricht, daß es nicht anders werden konnte. Konnten ihr der Vogt oder die Frau nicht wieder Selbstvertrauen geben, Stolz, Mut, den Leuten in die Augen zu sehen! . . .

Er empfand wie jemand, der einen anderen von einem Unglück befreien will; aber er kann sich nicht von der Stelle rühren. Er muß zusehen, daß das Unglück geschieht.

An einem Hochsommer-Abend hatte er einen Spaziergang gemacht. Als er zurückkehrte, ging er über einen Fußpfad, der von der Landstraße durch das Birkenwäldchen zum Vogthofe führte. Es war zwischen zehn und elf Uhr.

Sofort, nachdem er den Pfad betreten hatte, sah er eine kurze Strecke Weges vor sich Hanna. Er schritt aus. Sie mußte zum wenigsten dulden, daß er mit ihr sprach. Sie mußte jedenfalls lernen, es zu ertragen.

Sie hörte seinen Schritt nicht, ehe er ganz nahe war. Da wandte sie schnell den Kopf und — blieb plötzlich stehen.

„Guten Abend.“

„Guten Abend.“

„Sie gehen nach Hause?“

„Nein.“

„Nicht? Sie sind jedenfalls auf dem Heimwege?“

Sie antwortete nicht. Stand nur und blickte nach der entgegengesetzten Richtung. Es schien ihm, als läge jetzt etwas Trostiges in ihr.

„Sie wollen nicht in meiner Begleitung auf den Hof kommen?“

Er bereute seine Frage, ehe er sie ganz ausgesprochen hatte. Nach einer kurzen Pause sagte er:

„Ich kann ja wieder hinübergehen. . . . Sagen Sie, glauben Sie eigentlich, daß ich Ihnen etwas Böses zufügen will?“

Sie antwortete nicht. Stand wie zuvor. Er dachte die ganze Zeit daran, daß er ein Unrecht an ihr begehe; aber er wollte, mußte es dennoch sagen.

„Hanna, ich wünsche innigst, daß Sie wirklich gut über mich denken, ehe ich den Hof verlasse.“

Sie blieb einen Augenblick stehen, und es war ganz still. Da machte er völlig kehrt und ging abwärts. Dort, wo der Pfad sich krümmte, blickte er zurück; aber sie war verschwunden. Es wurde ihm so warm und er atmete tief.

Hatte er eigentlich nicht zu viel gesagt? War er nicht etwa naiv? Kümmerte sie ihn wirklich so viel? Und bald

kehrte die gleiche Frage wieder: Kümmerte sie ihn wirklich so viel?

Er kehrte ganz um, machte eine abwehrende Bewegung mit dem Kopfe, als ziehe er einen Strich durch die Antwort und versuchte an etwas anderes zu denken. Bald darauf sah er oben in seinem Zimmer und sah über die Wiese nach dem Birkenwäldchen. In Gedanken sah er sie wie oftmals zuvor, wenn er hier oben saß und durch das Fenster blickte, ohne nach etwas Bestimmtem zu sehen. Sie bat nicht um Nachsicht, auch nicht um Glück. Wie war dies zu erklären? Sie war doch ein Mensch! Wie konnte sie aussehen, wenn sie mit dem Dienstmädchen zusammen war, wenn sie glaubte, mit diesem allein zu sein, über alltägliche Dinge sprach? Wie lachte sie? Lachte sie überhaupt? Wie hatten ihre Augen geleuchtet und über den Tisch gelacht, beim Weine und den Gläsern, nach ihm, dem Geliebten? . . . Konnten sie frech, einladend gewesen sein? Hatte sie ihren Verführer geliebt? Vielleicht. . . . Aber dann? . . . Er beugte sich schnell zum Fenster. Ging da nicht jemand?

Nur der Hofjunge!

Er lief im Zimmer auf und ab.

Ein ganzes Jahr, ein ganzes Jahr ging sie hier so herum!

Er wurde Blutrot im Gesicht und lachte leise und schmerzlich. Er hob eine geballte Hand, als wollte er nach jemand schlagen; aber gleichzeitig bemerkte er die Bewegung und steckte die Hand in die Tasche. Wieder frug er sich: „Kümmert sie dich wirklich so sehr?“

Er ging hinaus. Die Hochsommernacht war hell und der Wind schwach, nur ein Säusen in den Bäumen, ein langes Säusen, das nicht stieg und nicht sank. Als er kurze Zeit umhergeirrt war, blieb er stehen; er wollte nicht an ihrem Fenster vorübergehen, es war lächerlich. . . . er war sentimental. Er wußte ja, sie saß am Fenster und las, und sie hatte ihn des Abends zuvor vorbeigehen sehen.

Er machte einen Spaziergang; aber auf dem Rückwege ging er dennoch an ihrem Fenster vorbei. Sie war nicht da. Es war spät geworden. Er zog die Uhr heraus und blickte darauf: halb eins.

Dann ging er hinauf und legte sich schlafen.

Holtze machte für den Vogt oft Geschäftsreisen. Das alte Ehepaar wurde zuweilen zu ehrbar und langweilig. Es bildete für ihn eine Zerstreuung, hinaus zu kommen und auszulüften. Aber, wenn er einige Tage fort war, sehnte er sich dennoch nach Hause. Stundenlang konnte er in der Postkutsche sitzen und nur an die Rückkunft denken. Würde sie jetzt anders mit ihm sein, als früher? Sollte er ihre Verschlossenheit nie überwinden? Sollte er ihr nie näher treten? Die Frau des Vogtes war einfach unerträglich!

An einem sonnenwarmen Julinachmittag fuhr er nach mehrtägiger Reise in den Hof ein.

Sowie er gegessen hatte, ging er in die Gartenlaube, um auszuruhen. Sie lag im Schatten der Häuser. Die Sonne erreichte sie erst spät am Nachmittage. Er dachte nach, wo Hanna sein mochte. Er hatte sie noch nicht gesehen, und er hatte das Mädchen, das ihn bei Tische bediente, nicht fragen wollen.

Er mochte eine Stunde gefessen und etwas geschlummert haben. Da hörte er die Frauen und Hanna in der Nähe. Sie sprachen zusammen, während die Gartenschere klapperte, klapperte, klapperte. Er kannte diese Gartenschere. Hatte sie früher von der Frau brauchen gehört. Einmal ganz unter seinen Fenstern.

Oh, daß sie des schrecklichen Geräusches nicht müde wurde. . . . Nein, es schien sie zu erhizen, sie rastete weiter. Sie mußte ordentlich verliebt in diese Arbeit sein. Er erhob sich und wollte flüchten.

. . . . Das kann wohl sein. Wir dürfen über niemand schlecht denken, wenn wir keinen Grund haben. Aber wir können zurückhaltend sein, so lange wir keine Garantie haben, wer er ist. Bei einer solchen Verschlossenheit wird man nicht klug aus ihm.“

Die Frau blieb stehen, und die Schere klapperte, klapperte, klapperte. Wenn sie bloß durch das Fenster sehen sollte! . . . Würde Hanna nicht antworten? . . . Was that sie eigentlich hier? . . . Wenn er sie nur jetzt sehen könnte!

„Glauben Frau Vogt nicht, daß er eigentlich . . . rechtschaffen ist.“

„Sie wagt sich hervor,“ dachte er und lächelte gespannt. „Zäte vorsichtig! Nimm nur das Unkraut, meine Liebel!“ Die Stimme der Frau klang entfernter. „Rechtschaffen, sagst Du?“

Es wurde eine Weile still, ehe Hanna wieder begann. „Ja, oder so . . . wenn er etwas sagt, sagt er, glaube ich, nur das, was er meint!“

„O ja, vielleicht,“ sagte die Frau. Sie hatte sich wieder ein Stück weiter geklappert. „Solch' ein reicher, junger Mann, der so lange im Auslande umhergeschweift ist, er . . . er ist ein Weltmann, weißt Du, wenn er es uns auch nicht immer zeigt.“

Holtze lachte innerlich: Ja, Du weißt Bescheid!

Eine Weile war es still.

„Spricht er jetzt oft mit Dir, Hanna?“

„Nein.“

Er hörte sie näher kommen, glaubte sogar zu hören, daß sie jätete.

„Mit mir spricht er auch nicht.“

Nun blickte Holtze durchs Fenster und sah den Rücken der Frau hinter einer Hecke. Er mußte sich jetzt fortzuschleichen, sonst würde es vielleicht unmöglich. Aber als er aus der Thüre trat, sah er, daß er an Hanna nicht vorbeischnüpfen könnte, ohne gesehen zu werden. Er blieb einen Augenblick stehen. Und dann ging er, ging an ihr vorüber. Sie lag auf den Knien mit einer großen, grauen Schürze für das Unkraut. Er sah sie an und grüßte freundlich, als wolle er sagen: Ja, ich habe es gehört. Sie war so erschreckt, daß sie ein leises „ah“ ausstieß.

„Was sagtest Du, Hanna?“

Und als Hanna nicht antwortete, hörte Holtze wieder die Frau: „Was sagst Du?“

„Nichts.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Sohn des Himmels.

Man spricht von China als von dem „himmlischen Reiche“ und von seinen Regenten als von „Söhnen des Himmels“, ohne sich bewußt zu sein, welche Bedeutung und welchen konkreten Inhalt diese Bezeichnungen haben. Sie werden bei uns als bloße Redewendungen gebraucht, sie gehören zu jenen Wortbildern, die zu geläufig geworden sind, als daß man sich über ihre eigentliche Beziehung noch Rechenschaft ablegte. Und doch haben wir es hier, wie so oft in ähnlichen Fällen, mit mehr als tropischen Ausdrücken zu thun, und, wo die Wendung wirklich nur aus einem rhetorischen Bedürfnis entstanden ist, da ist sie doch von einem ursprünglichen realen Zusammenhange abgeleitet, dem nachzuspüren eine lohnende Aufgabe des Kulturforschers ist.

In China selbst ist die Bezeichnung des Kaisers als „Sohn des Himmels“ allgemein und wörtlich zu nehmen. Sie findet ihre Analogie in gleichen oder ähnlichen Namen, die bei anderen Völkern üblich waren, und führt auf denselben kulturgeschichtlichen Grund zurück wie diese.

Es gab eine Zeit, da man die irdische Herrschaft in den Händen der Geisteswelt glaubte. So lange der Mensch noch in einfachen Organisationsverhältnissen lebte, war es der Geist eines Vorfahren, der das Regiment über die einzelne Gruppe führte. Er übte es aus, wie ein Oberhaupt der familienhaften Verbände dieser Stufe. Es war der Urahn, der als Gründer der Sippe galt und nun mit mütterlicher oder väterlicher Autorität die Geschicke der Nachkommen leitete. Das sichtbare menschliche Oberhaupt war nur das irdische Werkzeug, durch welches der Ahn seinen Willen vollstreckte. Auf diesem Princip beruhte die Herrschaft auch da, wo der Verband, wie die Patriarchalfamilie, über den Rahmen der Verwandtschaft hinauswuchs und ein Unterthänigkeitsverhältnis begründete, oder wo das Gemeinwesen überhaupt nicht durch genealogische Bande geschaffen, sondern durch andere Umstände zusammengeführt war, etwa durch kriegerische Unternehmungen und Freibeuterzüge, die so oft die Grundlage der älteren Staatenbildung waren. In solchen Fällen war es zumeist die Familiengotttheit des vom Kriegsglück begünstigten Hauptlings oder der Ahnengeist eines siegreichen Stammes, welche nun als Staatsgotttheit durch den Fürsten ihr Volk regierten — noch immer kraft väterlichen Rechtes, aber nach Maßgabe jenes Vaterbegriffs, der nicht das physiologische Verhältnis, sondern nur die absolute Gewalt über Leben und Tod des andern als Charakteristikum kennt.

Die Praxis dieses theokratischen Systems knüpfte an den urchzeitlichen Fetischglauben an, nach welchem die Geister beliebige Dinge zu ihrem vorübergehenden oder dauernden Sitz machen konnten. Aus Gründen der Anhänglichkeit erwählten sie dazu mit Vorliebe gewisse Erbstücke der Verstorbenen. Mit diesen verbunden weilten sie nun unter den Lebenden. Und wenn das Oberhaupt eines

Gemeinwesens die Fetischzeichen des Ahnen — Herrschaftsinsignien unserer Zeit — an sich nahm, dann war die Gottheit bei ihm und es waltete als ihr Repräsentant. Die vorwiegende Auffassung aber war die, daß die Gottheit in dem Fürsten selbst ihren Sitz nehme, seinen Körper als Fetisch benutze, wie sie sich bei anderer Gelegenheit auch im Priester niederließ. Man hat diese bis in unsere Zeit hinaufreichende und für ganze Kulturstufen typische Herrschaftsform als das Fetischkönigtum bezeichnet. Der Fürst ist hierbei nichts weiter als das Gefäß, dessen sich die regierende Gottheit zu ihrem Aufenthalt bedient. Freilich ist er als Gottesfetisch eine geheiligte Person, die oft geradezu mit der Gottheit selbst identifiziert wird; entweicht aber der Geist, dann ist der König eine armjelige Kreatur, die aller Macht entkleidet und gewöhnlich dem Tode verfallen ist.

Im Sinne der alten Kullsprache ist der Fetisch das „Bild“ der Gottheit oder auch der „Sohn“ derselben — das letztere mit der Bedeutung einer aus einem Ursprünglichen hervorgegangenen oder unter seinem Willen stehenden jüngeren Form. Da aber dieselbe Gottheit in der Regel noch andere, auch leblose Dinge zu ihrem Sitze erwählt hat, so wird das fetischistische Oberhaupt als das „lebende Bild“ der Gottheit von den übrigen Fetischen unterschieden. Wo ein Volk zum uranischen Kult fortgeschritten ist, werden vor allem die Himmelskörper oder wohl auch der Himmel als solcher zu Behausungen der Geister, zumal der regierenden. Auf diesem Wege kommt dann die uns wunderbar scheinende Verbindung zu stande, daß ein weltlicher Fürst als „Sohn“ der Sonne oder des Himmels gilt. Sonne und Himmel sind hier, wie so oft, als Fetische mit der sie bewohnenden Gottheit identifiziert, beziehungsweise die Gottheit ist nur mit dem Namen der Fetische bezeichnet und der königliche Fetisch als das „lebende Bild“ des Gottes wird so zum Sohn der „Sonne“ oder des „Himmels“ schlechthin. War der regierende Geist noch im Sinne der alten Familienorganisation identisch mit dem Ahnherrn, so hatte die Bezeichnung auch eine genealogische Berechtigung. Nennen sich doch bis heute zahlreiche Stämme der Naturvölker nach dem Fetische ihres Stammvaters, wie zum Beispiel die Nohhäute, unter denen es „Steinpröhlklinge“, „Söhne der Schlange“, „Kinder der See“ usw. giebt oder gegeben hat. In Alt-Aegypten wußte man die göttliche Sohnschaft des Königs noch näher, gleichsam physiologisch zu begründen: Die Gottheit selbst hatte den „Sohn“ gezeugt, was nach der korrekten Fetischvorstellung nicht unmöglich war, denn die Gottheit war ja auch in dem Vater und Vorgänger des Fürsten gewesen, wie dieser seinerseits wiederum „Gottesöhne“ oder „Söhne der Sonne“ hervorbrachte.

Zu dieser Entwicklung des theokratischen Herrschaftssystems in Verbindung mit dem fetischistischen Element ist auch China gelangt. Wir treffen den Gedanken, daß die Gottheit durch den Fürsten das Land regiere, in ganz Ostasien stark ausgeprägt, und gerade das Reich der Mitte hat die äufsersten Konsequenzen gezogen. Der Himmelsfetischismus ist indessen, wie überall, nicht die ursprüngliche Kultform. Die chinesische Gottheit hieß vordem Schan-Ti, und erst später trat „Tien“ an ihre Stelle. Tien ist der Himmel, das sichtbare Firmament über uns. Dieser Uebergang zum uranischen Fetischismus fiel in historisch bestimmbarer Zeit; er fand unter der vierten Dynastie und vielleicht durch diese statt. Zunächst mag der Himmel nur der Ahnensitz der Herrscherfamilie gewesen sein, aber seit Uebernahme der Herrschaft wuchs die Familiengotttheit des Fürstenhauses zum Reichsgott und damit wurde auch der Himmel zum Fetisch der obersten Gottheit. Von dieser Zeit an werden die Kaiser „Söhne des Himmels“ genannt; sie sind es, wie die Pharaonen Alt-Aegyptens und die Inkas in Alt-Peru „Söhne der Sonne“ waren. Die Reichsgottheit, deren lebloses „Bild“ der Himmel ist, hat ihr „lebendes Bild“ im menschlichen Herrscher, und da die Gottheit auch hier den Namen ihres uranischen Fetisches trägt, so muß ihr irdischer „Sohn“ logischerweise „Sohn des Himmels“ sein.

Dieses Ahnenverhältnis zwischen dem Himmel und dem Fürsten drückt sich auch in der Form des Reichskultes aus. Im Tempel des Himmels zu Peking betet der Kaiser zur obersten Gottheit, aber während dieses Aktes werden die Tafeln der kaiserlichen Ahnen im Tempel aufgestellt. Damit charakterisiert sich das Ganze als Ahnenkult, und der Himmel erscheint in einer Linie mit den irdischen Vorfahren des Herrschers, er ist der Urahn, der hier in alter Weise von seinen Nachkommen den Kult empfängt. Die Kaiser werden selbst wieder Gegenstand des Staatskultes, indem seitens des lebenden Herrschers an den Gräbern der verstorbenen Regenten in aller Form geopfert wird. Dieser familiäre Charakter des ganzen offiziellen Kultes bestätigt, daß es wirklich der Ahnengeist ist, dessen Träger im Reichsoberhaupt als „Sohn des Himmels“ erblickt wird.

Wie bei anderen Bewohnern der Erde, so entwickelte sich auch in China die Gewohnheit, das Volk oder das Land nach dem Fetische des Ahnengeistes zu benennen. Der Fetisch ist dadurch zum Totem geworden. In solchem Sinne wird von China als dem „himmlischen Reiche“ gesprochen, und es führt diesen Namen mit demselben Rechte, wie sich etwa ein Indianerstamm nach dem Raben oder Wolf bezeichnet und deren Figur als Wappenstein führt.

Eine verständliche Logik drängt dahin, den Fetischkönig nicht nur für die staatliche Wohlfahrt des Gemeinwesens, sondern auch für das wirtschaftliche Gedeihen des Landes und für das Wohlergehen des Einzelnen verantwortlich zu machen. Der Fürst hat für den geregelten Lauf in der Natur zu sorgen, das Eintreten von Krank-

heiten zu verhindern usw. Denn das alles sind Dinge, über welche die Geister Gewalt haben, und wenn der „rechte Geist“ im König ist, dann kann es an einer guten Wendung im öffentlichen wie im wirtschaftlichen Leben nicht fehlen. Gerade an dieser Wirkung erkennt ein Volk, ob der Herrscher vom rechten Geist besetzt ist. Wird das Land vom Unheil heimgefußt, so ist das ein Zeichen, daß dieser rechte Geist dem Regenten fehlt oder ihn verlassen hat; dann wird der König „verworfen“, wie der Kunstausdruck lautet.

In dieser Konsequenz wurde einst auch das Fetischthum der Chinesischen Herrscher gedacht. Das ergibt sich insbesondere aus den einschlägigen Lehren des Reformators Konfuzius, die nur in Umdeutung überlieferter Vorstellungen obiger Art entstanden sein können. Danach hing auch in China alle Wohlfahrt des Landes und des Einzelnen davon ab, daß der rechte Geist im Kaiser wohne; wir finden sogar den detaillierten Hinweis, daß es Aufgabe des Herrschers war, die „Ströme stiechen und die Früchte reifen“ zu lassen. Mit der bekannten Logik folgte auch hier die „Verwerfung“ des Oberhauptes, wenn der „rechte Geist“ nicht in ihm war. Konfuzius verlegt diesen „rechten Geist“ des Kaisers in die ethische Verfassung des letzteren, und darin liegt der Fortschritt seiner Lehre über den rohen Fetischismus hinaus. Aber dieser Klingt doch noch durch, wenn wir hören, daß das Gedeihen aller Dinge auf dem wohlgeordneten Leben des Menschen beruhe, und daß es höchster Beruf des Herrschers sei, dieses wohlgeordnete Leben des Menschen zu fördern. Kam der Monarch dieser Verpflichtung nach, dann hatte er den „rechten Geist“ in sich. Auf der Rehrseite steht auch bei Konfuzius die drohende Verwerfung des Königs. Aber der Weise lehrt, daß der Grund der Verwerfung in der sittlichen Handlungsweise des Fürsten liege. Die Verwerfung erfolgt durch das Volk als des Himmels Vollstrecker und äußert sich durch Aufruhr im Reiche und Abfall der Diener. Die Thatsache ist dieselbe geblieben, wie beim alten Fetischkönigthum, nur ihre Auslegung und Begründung ist eine andere geworden.

Die ursprüngliche Vorstellung, daß im Kaiser von China ein göttlicher Geist wohne, der wie andere Geister über die Natur gebietet und diese im Gange hält, ist mit der Zeit auch aus der Praxis der Regierungsweise verschwunden. Doch hat sie alle äußeren Formen und Gebräuche hinterlassen, die sich früher aus dem Fetischgedanken ergaben, die nun aber in ihrem Sinne nicht leicht verständlich sind. Darauf ist das ganze Ceremoniell am chinesischen Hofe zurückzuführen; es ist das Ceremoniell des Kultes, das bis heute in aller Strenge herrscht, und die einzelnen Bräuche sind Kultformen, die wunderbar erscheinen mögen, aber nach ihrem Ursprunge die logische Konsequenz für sich haben.

Zu neuerer Zeit ist dies überlebte Ceremoniell, das den Kaiser zu einer heiligen Person macht, durch das Eindringen europäischer Elemente mehr und mehr ins Wanken geraten und durchbrochen worden. Am auffälligsten geschah dies wohl bei dem Besuche des Prinzen Heinrich in Peking. Man kann nun schwer begreifen, wie sehr diese Vorgänge geeignet sein mußten, die konservative Richtung im Lande zur Reaktion gegen den Geist der Neuerung anzuspornen. Der Bruch mit dem durch das Alter geheiligten Herkommen mußte wie ein Frevdel am Staatswohl, wie eine Herausforderung der Macht des Himmels wirken. Die gleichzeitige Verrüttung des Reiches, das Unheil im letzten Kriege, die Fortnahme ganzer Landstriche seitens der fremden Mächte, das alles konnte als ein Zeichen gedeutet werden, daß von dem jungen Kaiser, der sich so trivial über die höfischen Formen hinwegsetzte, der „rechte Geist“ gewichen sei. Nun ereilte ihn das Schicksal der Verwerfung. Der Aufruhr brach aus und die sonst so süßlichen Mandarinen versagten ihm den Dienst; der Herrscher wurde seiner Macht entkleidet und beiseite geschoben, an seiner Stelle aber nahm die Kaiserin-Witwe das Regiment nach alter Väterweise in die Hand.

Das ist die Erklärung der letzten Palastrevolution in Peking und der mit ihr im Zusammenhang stehenden Ereignisse. —

H. T.

Kleines Feuilleton.

Erster Vortragabend von Max Laurence. Im großen Saal des Architektensaales hat am Dienstag Max Laurence einen Cyklus von Vorlesungen begonnen, der im ganzen sechs Abende umfassen soll. Der sehr begabte Recitator hat insofern eine keineswegs leichte Arbeit auf sich genommen, als es sich bei seinen Vorlesungen um die Wiedergabe moderner Lyrik handelt. Die Lyrik ist eine feine Kunst, die am besten im stillen Kämmerlein genossen wird; sie nimmt leicht Schaden, wenn sie so laut vorgetragen werden soll, daß sie einem großen Kreis von Zuhörern verständlich wird. Um so mehr bewundern wir die Kunst des Vorlesers, der es in der That verstand, die zarten Stimmungen der Lyrik bis in die letzte Saalecke dringen zu lassen, ohne ihnen doch ihre Zartheit zu nehmen. Auch Dichtungen, die in ihrer knappen Fassung dem Epigramm nahestanden, kamen — pardon — „voll und ganz“ zur Geltung. Laurence verfügt — das beweist die Auswahl der Dichtungen — über einen feinen literarischen Geschmack, über eine vorzügliche Technik, über aufrichtige Empfindung und über einen diskreten Humor. Vor allen Dingen ist er immer natürlich. Wenn er aufs Podium steigt, greift er sich nicht wild in die Haare, um bald darauf mit einer Donnerstimme loszubrechen, die das arme Häuflein von Zuhörern mit Angst und Grausen erfüllt.

Er tritt aufs Podium wie ein civilisierter Mensch, der zu der Gesellschaft gehört, in der er sich befindet, und der nicht gekommen ist, um mit affektierten großen Leidenschaften zu prahlen. Er bleibt während des ganzen Abends, im Ernst wie im Scherz, ein Mensch. Er wird nie zum pathetischen Theaterhelden und nie zum Possenreißer. Wir wünschen seinen Vorlesungen aus einem aufrichtigen Herzen den besten Erfolg. —

E. S.

t. Gefälschte Webstoffe. Wie die Nahrungsmittel, so werden auch andere Waren gefälscht; bezüglich der Webstoffe scheint dies in den großen Centren der Textilindustrie in England so häufig der Fall zu sein, daß die Handelskammer in Manchester im allgemeinen Interesse den Chemiker Prof. Dixon Mann mit der Analyse gewisser Zeuge beauftragte. Es sollte durch die Untersuchung festgestellt werden: der Gehalt an Feuchtigkeit im Stoffe, dessen Gewichtsverlust durch das Waschen und die Natur und Menge des zur Fälschung verwandten Füllmaterials. Die Prüfung hatte die auffallendsten Ergebnisse. Eine Probe von Bettuch enthielt 7 Proz. Wasser und verlor beim Waschen über $\frac{1}{10}$ von seinem Gewicht; es war mit Chlorzink, schwefelsaurem Magnesium und einem unlöslichen Mineralstoff behandelt, um es schwerer zu machen. Ein Flanell zeigte einen ebenso hohen Gewichtsverlust beim Waschen und erwies sich als mit schwefelsaurem Natron verfälcht. Proben von Oxford-Schirting enthielten gar ein volles Fünftel ihres Gewichtes an Wasser und verloren nach dem Waschen über ein Drittel des Gewichtes; sie waren ebenfalls mit Magnesiumsalzen gefüllt. Parchem, der zu Weinkleidern für Arbeiter benutzt wurde, wurde nach dem Waschen beinahe um die Hälfte leichter usw. usw. Gewebe, die beim Waschen bedeutend an Gewicht verlieren, sind stets der Fälschung verdächtig. Der genannte Chemiker fand auch heraus, daß man in manchen Fällen Glycerin benutzt hatte, um zu verhindern, daß der Mineralstoff als Pulver heraussfällt und dadurch bemerklich würde. Glycerin zieht nämlich die Feuchtigkeit aus der Luft an und schützt daher den Mineralstoff vor dem Austrocknen. Es ist klar, daß solche Kleidungsstücke, direkt auf der Haut getragen, ein sehr unbehagliches Gefühl und auch eine Reizung zu Erythemen mit sich bringen müssen. Manche der Füllstoffe sind außerdem direkt gesundheitschädlich. —

gk. Eine Besteigung des Mauna Loa während eines Ausbruchs. Ein Londoner Blatt berichtet: Mr. A. R. Watson hat vor kurzem den Vulkan Mauna Loa auf den Hawaii-Inseln während eines furchtbaren Ausbruchs bestiegen. Die Gesellschaft bestand aus fünf Personen mit Führern und hatte Material für ein Wochengebiet bei sich. Am Abend des ersten Tages war ein Drittel des gefährlichen Aufstieges vollendet, und man übernachtete in einem Palmen- und Farnhain. Während der ganzen aufregenden Nacht erschien die große Spitze des Mauna Loa mit ihrer roten Feuerkappe unheimlich, aber es war ein wunderbares Bild, der Himmel war rot gefärbt und änderte sich in seinem Aussehen fortwährend. Watson beobachtete lange mit seinem Fernrohr die Flammen, die aus dem vielfach gespaltene Gipfel hervorschlügen. Im Mittag des folgenden Tages beschloßen die anderen Mitglieder der Gesellschaft, den nördlichen Gipfel des Kraters zu prüfen, Watson, den der südliche mehr interessierte, trennte sich von ihnen und den Führern und schlug die entgegengesetzte Richtung ein. Nach einem beschwerlichen und gefährlichen Aufstieg gelangte er zu einem felsigen Vorgebirge. Hier ergoß sich ein breiter Lavaström den Berg hinab, und 800 Fuß oberhalb strömte aus dem Krater geschmolzenes Gestein hervor. Watson betrachtete stundenlang diese ungeheure Mündung von rollendem, fließendem, ausbrechendem Feuer, das sich den Berg entlang ergoß. Ein Dickicht von Bäumen, das vielleicht 1000 Fuß unterhalb des Stromes lag, schien dem Angriff der Flammen zu widerstehen. Gegen Abend erhob sich Watson von seinem felsigen Sitz, um über den Gipfel den Hügel hinab zwischen der Lava hindurch zu gehen. Er glaubte zunächst, daß seine Augen zu lange auf die fließende Lava geblüht hätten, und daß er jetzt, wohin er auch sah, einen glühenden Strom bemerkte. Während er dem Weg, den er nachher gehen mußte, den Rücken zugewandt hatte, war jedoch von dem unteren Rande des Kraters ein zweiter Strom losgebrochen. Watson eilte abwärts und war einige hundert Fuß weiter gelangt, als er zu seinem Schrecken sah, daß der zweite Lavaström sich direkt mit dem ersten vereinigte. Dadurch war ihm der Rückzug abgeschnitten, die beiden Feuerströme hemmten seine Schritte. Als er noch über die besten Mittel zur Flucht nachdachte, fiel sein Auge auf den Wald und er dachte an das der Hitze widerstehende Holz. Es fiel ihm ein, daß er als Anabe meisterhaft auf Stelzen gehen konnte. Er zog sein Messer aus der Tasche und fing an, den kleinsten Baum zu fällen. Das Holz war eine Art Eichenholz. Wenn die Klinge stumpf wurde, wechte er sie an den Felsen. So arbeitete er die ganze Nacht, während der Feuerström über ihm Feuer spie. Bei Tagesanbruch waren die Stelzen fertig, und er brach auf zu dem Rande des Stromes. Das Holz schwelte, aber brannte nicht, als er durch die Lava watete. Die furchtbare Hitze verurteilte ihn Brandwunden an Händen und Füßen. Als er am entgegengesetzten Ende des Feuerstromes angelangt war, brach eine verholzte Stelze ab, aber diensteifrige Hände streckten sich ihm entgegen, hoben den ohnmächtigen Mann auf ein Maultier und brachten ihn in Sicherheit. —

Archäologisches.

ke. Neu veröffentlichte Papyri der alten Aegypter. Eine der wertvollsten Papyrus-Sammlungen, die dem

goldenen Zeitalter der altägyptischen Kultur, der 12. Dynastie, angeht, wird soeben von F. Ullrich in London veröffentlicht. Es sind die „Kahun-Papyri“, deren Entdeckungsgeschichte großes Interesse bietet; Professor Petrie fand sie unter den Ueberresten einer vergrabenen Stadt. Petries Forschungen erstreckten sich vor allem auf das heute Fajum genannte Gebiet westlich des Nil, ungefähr 50 engl. Meilen südlich von Kairo, das ehemals einen weiten See bildete, der vom Nil Zufluß erhielt. Hier befindet sich im Osten der Thalschlucht Illahun eine roh ausgeführte Ziegelpyramide, die als Begräbnisplatz von Useresen II. identifiziert wurde, und in der Nähe der Pyramide entdeckte Prof. Petrie eine große Stadt mit noch ziemlich gut erhaltenen Häusern. Die Häuser wurden ehemals zum großen Teil von den Arbeitern bewohnt, die beim Bau des Pyramidengrabes beschäftigt waren. Die langen engen Straßen trugen noch Spuren des ehemaligen geschäftigen Lebens. Werkzeuge der Arbeiter, Körbe mit Nahrungsmitteln für die Mittagssmahlzeit und Kinderpielzeuge wurden gefunden. Im oberen Teil der Stadt war die Citadelle, in der das Beamtenpersonal wohnte, hier lag das „Bureau des Aufsehers der Arbeiter“ und die Wohnung des Statthalters. In den Zimmern dieser Wohnung wurden die wichtigsten Papyri gefunden. Neben offiziellen Dokumenten fand man eine große Zahl von Briefen und literarischen Produkten, die vor allem das Interesse beanspruchen. Ein Beispiel der altägyptischen Poesie ist ein Gedicht von sechs Stanzas, das älteste bekannte Gedicht; jede Stanze umfaßt 10 Zeilen, es wendet sich an den Eroberer Useresen III. Augenscheinlich ist es eine Bewillkommungs-Ode der Bewohner von Fajum. Unter den gefundenen Papyri sind auch zwei medizinische Werke hervorzuheben. Das eine gehört in den Anfang der 12. Dynastie und befaßt sich vor allem mit den Frauenkrankheiten. Die ärztlichen Vorschriften sind aber größtenteils nur Quacksalberei und Rezepte wie „rohe Eigelb-Leber“ und „Krokodil-Milch“ werden allen Ernstes empfohlen. Sehr viel wichtiger ist das andere Werk, das Erläuterungen und Augenkrankheiten der Tiere behandelt, die durch die kalten Winterwinde hervorgerufen wurden. Eine Lösung von Gurle und Kürbis soll z. B. bei Augenentzündungen zum Waschen der Augen gebraucht werden, und verbrannter Lumpen werden als antiseptisches Mittel genannt. Die ältesten Gesetze-Urkunden, die wir überhaupt kennen, sind in diesen Papyri enthalten. So findet man in einem sorgfältig versiegelten Papyrus von 22 Zoll Länge und 12 1/2 Zoll Breite zwei merkwürdige altertümliche Testamente. Das eine ist der letzte Wille eines „Aufsehers“, der alles seinem Bruder vermachte, das andere das Testament des Bruders, der seiner Frau Zeta sein ganzes Vermögen überläßt mit der Bemerkung: „Sie soll es nach ihrem Wunsch einem von den Kindern geben, die sie mir geboren hat.“ Sehr interessant sind die Privatbriefe, in denen wir wahrscheinlich den ältesten Briefwechsel der Welt vor uns haben. Sie sind in verschiedener Handschrift geschrieben. Der Papyrus ist dann dreimal von der Seite gefaltet und versiegelt worden, und die Adresse befindet sich auf der Außenseite, z. B.: „Salam, dem Leben, Glück, Gesundheit werden möge, von Krisin, Jahr 2, 4. Monat der Crute, 12. Tag. Gebracht von Henat.“ Die Phrase „Leben, Glück und Gesundheit“ wird in den altägyptischen Briefen ständig wiederholt. Die Sprache ist blumen- und bilderreich, und zwar um so mehr, je weniger wichtig der Brief ist. Aber nicht immer sind die Briefe so höflich abgefaßt; die alten Ägypter konnten auch manchmal recht grob werden. Dafür ist folgende Epistel ein Beispiel: „Möge Deine Rede in möglichster Mißgunst stehen bei Sebel (Krokodilgott) und wer immer Dich ins Verderben schicken wird, — gefegnet sei sein Geist. So hat der Delan des Tempels He Kat-Bepa es gewollt für Dich, immer und immer, in Ewigkeit. Schlecht sei Dein Gehör und eine Seuche komme über Dich.“

Aus dem Tierleben.

io. Ueber die Seemöven als Wetterpropheten teilte der russische Fürst Krapotkin während eines Aufenthaltes in Süd-England der Londoner „Nature“ eine interessante Beobachtung mit. Ende August bemerkte er am Strande bei Broadstairs, daß mehrere Mövenschwärme längs der Küste gegen Dover hinflogen. Der Wind kam aus Nordost, wie es während des ganzen Monats der Fall gewesen war, und nichts deutete auf einen Umschlag des Wetters. Ein anderer Fischer aber machte Krapotkin darauf aufmerksam, daß sich alle Möven, die sich am Strande von Margate und westlich davon aufhalten hatten, nach der Südküste hinzogen, um dort einem sicher eintreffenden Südwestwinde zu begegnen. Tatsächlich schlug am folgenden Tage der Wind in Südwest um und damit trat schlechtes Wetter ein. Der Fürst war sicher nicht der erste, der eine solche Beobachtung an den Möven machte, z. B. schreibt ein schottischer Meteorologe Namens Inwards in einem seiner Werke: „Die Ankunft der Seemöven vom Solway Firth in Holywood bedeutet stets ein sicheres Anzeichen für starken Wind und schweren Regen aus Südwest.“

Mineralogisches.

— Edelsteinfarben. Auffallenderweise sind die Farben der durch ihre Härte und Gemische Beständigkeit ausgezeichneten Edelsteine dennoch nicht vollkommen unveränderlich oder lichtecht. Smaragd, Saphir und Rubin, die hervorragendsten Vertreter der farbigen Edelsteine, leiden unter dem Lichte zwar am wenigsten,

lassen aber bei langdauernden Versuchen doch einen Einfluß des selben erkennen. Man hat z. B. einen Rubin zwei Jahre lang in einem hellen Schaufenster liegen lassen und beobachtet, daß er während dieser Zeit merklich heller geworden war als ein ihm vorher genau gleichgefärbter Stein, den man aber im Dunkeln aufbewahrt hatte. Granat und der goldgelbe Topas verändern sich schneller; während letzterer am Licht verbleicht, wird der dunkelrote Granat allmählich trübe und matt und verliert viel von dem Feuer, das die frischgeschliffenen Steine besitzen. Die Farbe des Opals rührt von unzähligen mikroskopischen Sprünge und Rissen in seiner Masse her, welche aus wasserhaltiger Kieselsäure besteht und in der Natur zweifellos durch sehr langsame Eintrocknung einer Kieselsäurelösung gebildet wurde. Dem Träger eines solchen Steins ist es infolgedessen sehr anzuraten, ihm vor Wärme sorgfältig zu behüten, z. B. die Hand, an welcher er sitzt, nicht allzu nahe an ein offenes Feuer oder einen heißen Ofen zu bringen, weil die Austrocknung des Steines unerwünscht weitergehen und ihm sein Farbenspiel wieder entziehen könnte. Sehr empfindlich sind auch Perlen, deren Grundsubstanz kohlenaurer Kalk, mit einer schleimigen oder hornigen Ausscheidung der Perlmuschel verbunden, bildet. Abgesehen von ihrer großen Sprödigkeit, leiden sie auch unter dem Anfassen, da die im Schweiß der Hand enthaltenen Säuren lösend auf den kohlenfauren Kalk wirken und die Glätte und damit den eigenartigen Schimmer der Oberflache zerstören. — („Techn. Rundsch.“)

Humoristisches.

— Er weiß sich zu helfen. Regisseur (einer Schmiere): „Herr Direktor, das Stück können wir nicht geben; der erste Akt spielt in einem Garten, der zweite am Ufer von Brasilien, der dritte auf einem Pariser Boulevard — und wir haben doch bloß eine einzige Zimmerdecoration!“
 Direktor: „Wird gespielt! Wir nehmen einfach fortgesetztes Regenwetter an. Da könnten die Leute doch nicht immer im Freien herumlaufen.“ —
 — Der Pantoffelheld. „Wie denken Sie über den Weltfrieden?“
 Pantoffelheld: „Ich denke, meine Alte wird sich doch nicht fügen!“ —
 — In der Verlegenheit. Kunde: „Was, achtzig Pfennig kostet die Schnurrbartbinde? Draußen steht doch vierzig!“
 Kaufmann: „Ja, das sind kleine . . . für Kinder!“ — („Weggend. hum. Bl.“)

Notizen.

— An die Stelle Josef Karnos tritt im Lessing-Theater Giampietro vom Wiener Deutschen Volkstheater. —
 — Im Neuen Opernhaufe (Stroll) werden in Kürze in einer italienischen Oper großen Stils die Melba, d'Andrade und de Lucia auftreten. —
 — Von der Direktion der Berliner Nationalgalerie wurden sechs Bildhauer, u. a. Martin Wolff, Quastler, Lederer und Hahn, aufgefordert, zu der Marmorgruppe „Dionysos und Gros“ von Albert Wolff ein Gegenstück zu liefern. Die Skizzen sollen bis April nächsten Jahres geliefert werden. —
 — Der „Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine“, der vor 15 Jahren mit einem Bestande von 50 Vereinen begründet wurde, zählt gegenwärtig 124 Vereine. —
 — Giacomo Puccini hat die Partitur seiner „Tosca“ vollendet; das Werk soll im Januar im Constanzi-Theater zu Rom zum erstenmale aufgeführt werden. —
 — In Gent wurde ein neuerbautes vlaamisches Stadttheater mit einem fünfaktigen lyrischen Drama „De Witte Kaproenen“ eröffnet. —
 — Man hat berechnet, daß ein Bienenvolk im Oktober etwa 2 Kilogramm, im November 1/2, im Dezember 1/2, im Januar 1, im Februar 1, im März 1 1/2—2 und im April 2—3 Kilogramm verzehrt. —
 — Der Versuch, nach dem Muster der „Turbina“, die mit Verbund-Dampfturbinen ausgerüstet war und eine Schnelligkeit von 35 Knoten erreichte, ein größeres und noch schnelleres Schiff zu bauen, ist vollkommen fehlgeschlagen. Das Schiff wurde auf den berühmten Elswick-Werken in Newcastle on Tyne mit allen Hilfsmitteln der Wissenschaft und Technik gebaut, erreichte aber nur 25 Knoten — ein Beweis, wie viel von den Faktoren, durch die eine hohe Schiffsgeschwindigkeit erzielt wird, noch unbekannt ist. —
 — Einen kleinen Selbstfahrer, um die Legung von Drähten durch die jetzt vielfach angewandten Isolationsrohre aus Papier oder Eisen zu erleichtern, hat nach der „Techn. Rundsch.“ ein Amerikaner erfunden. Der Apparat, welchen sein Schöpfer eine „mechanische Matte“ nennt, enthält eine kräftige Feder und ein Uhrwerk und kann auf seinen drei mit Stauchdrähten versehenen Rädern nach dem Aufziehen hundert Meter weit laufen. Er nimmt dabei einen Windaßen mit, und wenn dieser am anderen Ende des Rohres erscheint, so kann man an ihm den Draht selbst bequem nachziehen. —